



Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 119

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern

Heimatbund an Elbe und Wesermündung, e. V.

November 1959

Sie wollten auch damals nicht Soldat sein

Aus Wremens Franzosenzeit

I.

Man nennt meistens „Franzosenzeit“ nur die rund zehn Jahre von 1803 bis 1813, in denen unsere Heimat von den Franzosen besetzt war. Indessen mögen hier auch die Ereignisse in den davorliegenden zehn Jahren (1793 bis 1803) in der Wurster Gemeinde Wremen an der Nordsee mit in den Kreis unserer Betrachtung gezogen werden, denn der damalige Kampf einiger europäischer Staaten, z. B. von Preußen und auch von unserem Stammlande Hannover, gegen die sogenannte große französische Revolution zog von 1793 an mehr und mehr auch unsere Gegend in Mitleidenschaft. Als z. B. das uns benachbarte Hadeln (nach der alten „Hadeln Chronik“ von 1843) im Frühjahr 1793 bei der gefährdeten Lage unseres Landstriches an der Nordseeküste 205 Rekruten stellen sollte, wurde das nämliche Ansuchen auch an Land Wursten gestellt.

Von der Rekrutierung freigekauft

Die Wremer wie die übrigen Wurster haben sich damals von dieser sehr unbeliebten Rekrutierung durch Geldzahlung freigekauft, denn, so argumentierten sie, Freiwillige würden sich doch nicht finden für diesen Militärdienst, und bei gewaltsamer Aushebung laufe man Gefahr, daß sofort „sämtliche tüchtige Mannschaft zum Lande hinausgehen werde.“ Also fand man sich hier wie in Hadeln zur Zahlung eines angemessenen Geldbetrages erbötig, um von „Rekrutenausnahme“ verschont zu bleiben. Für jeden zu stellenden Rekruten erlegte man einen Betrag von 20 Reichstalern.

Trotzdem spürte Wremen wie die übrigen Wurster Gemeinden doch allerlei von dem Kriege, den ihr Landesvater, der englische König und gleichzeitige hannoversche Georg III., mit Preußen und Österreich gegen das revolutionäre Frankreich von 1793 an führte. Etwas von der zunehmenden Unsicherheit der ganzen Zeit merkten sie schon bald an einer Steigerung vieler Preise, so klagten beispielsweise die Mulsumer in ihrer Kirchenrechnung von 1794 über immer mehr gestiegene Baustoffpreise.

Und als im Jahr danach, 1795, nach erfolgloser Kriegführung gegen die Franzosen, alliierte Truppen aus dem Westen in unsere Gegend zurückströmten, hallte es auch hier an der Nordsee von Krieg und Kriegsgeschrei wider.

Wiederum trat die Forderung, wehrfähige Mannschaften zur Verteidigung der bedrohten Heimat zu stellen, an unsere Leute hier heran, nämlich der Landtag zu Basdahl hatte (nach einem Bericht der alten Wremer Gemeindeakten) dem Lande Wursten und sämtlichen anderen Marschländern auferlegt, in ihren Orten von 16 „Feuerstellen“ je einen Mann zu stellen „zur Defension des Landes bey diesen itzigen Kriegsumständen.“ Diese ausgehobenen Leute sollten, so versprach man, „nicht aus dem Lande geführt werden“ und „auch keinem sonstigen Regiment incorporiert werden“. Indessen fand dieses Ansinnen im März 1795 wenig Verständnis und Beifall, man entschied sich vielmehr dafür, man wolle „unser Land (gemeint war damit das kleine Wursterland) Mann für Mann vertheidigen!“

Aber ganz ging der Kelch der Mannschaftsgestellung doch nicht an dieser Gegend vorbei, denn als bald kamen an die das Geschick des Wremer Dorfes leitenden Deputierten Anforderungen heran, Kriegsführen zu leisten und dazu Trainknechte und Pferde zu stellen. Unterschieden wurde dabei zwischen „langen und kurzen Führen“ (letztere z. B. bis Lehe oder Ritzbüttel). In Wremen fügten sich alle diesen Anordnungen, nur gegen den in Wremen wohnenden Anwalt Wilkens, der nicht mit

„Führen leisten“ wollte, mußte die Wremer Gemeinde gerichtlich vorgehen. Aber einige Jahre später (1801) endete der Prozeß gegen ihn wie viele Wurster Prozesse mit einem Vergleich. Zu solchen Führen mußten natürlich die Wremer auch Begleiter stellen, darum kam einige Zeit darauf von oben Befehl, daß „bei fortdauernden kriegerischen Umständen“ Wremen sich auch an der von Land Wursten zu stellenden Anzahl von acht Trainknechten und zwölf Pferden mit „ungefähr zwei Mann und zwei bis drei Pferden“ zu beteiligen habe. Obwohl für die Trainknechte „gleich bei Dienstantritt“ ein „Handgeld von vier Rthl“ (gleich Reichstaler), Montierung und tägliche gute Gage aus der Kriegskasse in Aussicht gestellt wurde, hatte sich „in Güte“ (wie es heißt) keiner in Wremen dazu verstehen wollen. So brachte das Kirchspiel, wie schon einmal in den Zeiten des Siebenjährigen Krieges, einfach einige „kleine Leute“ in Vorschlag als Trainknechte: Joh. Hinr. Footh, Hinr. Buschmann, Joh. Peter König und Albert Fedden. Demzufolge finden sich u. a. in den Wremer Deputiertenrechnungen von 1796/97 Ausgaben an „Trainknecht J. P. König“.

Pferde zu stellen fanden sich die Wremer Landwirte damals, 1796, und später, z. B. 1799, eher bereit, zumal das gute Geld dafür — zehn, elf, ja zwölf Pistolen — gern in jenen teuren Zeiten mit vereinnahmt wurde. Noch lästiger und drückender war die seit jenen Jahren bis 1813 in Wremen gar nicht mehr abreißende Einquartierung. Was kampfte und logierte und drangsalierte bis zu jenem eben genannten Jahre hier in Wremen nicht alles: Engländer, hannoversches Militär, aber auch Preußen, Franzosen, Dänen, Holländer, Soldaten des „Königreichs Westfalen“ und Truppen aus den „Rheinbundstaaten“ und schließlich Russen und Kosaken!

Von englischer Einquartierung in Wremen zeugt u. a. eine Eintragung in das Wremer Kirchenbuch vom Jahre 1794, danach traute damals der zweite Wremer Pastor, J. J. Richters, im zweiten Wremer Pfarrhaus einen englischen Korporal namens Whiston, wobei Richters die Trauhandlung in englischer Sprache vornahm, und im nächsten Jahr, 1795, beerdigte man auf dem Wremer Friedhof eine im November dieses Jahres verstorbene englische Soldatenfrau. Gerade in diesem Jahr war ja die Zahl der hier zeitweise einquartierten englischen Soldaten eine erhebliche, denn nach dem Frieden von Basel (5. April 1795) flutete die in Holland von den Franzosen geschlagene englische Armee nach unserer Küste zurück, um sich hier einzuschiffen. Der damals in Lehe amtierende Richter Ribbentrop schrieb in seiner „Chronik des Flekens Lehe“ (siehe Jahrbuch der Männer vom Morgenstern, Bd. I) über solche englische Einquartierung in Lehe: „Die Einquartierung war so stark, daß zu ein und derselben Zeit 3000 Mann im Orte lagen.“

Und daß es ganz sanft mit den „lieben Verbündeten“, den sich von hier einschiffenden Engländern, in Wremen abgegangen ist, das muß man doch bezweifeln, wenn man aus einer alten Wremer Gemeinderrechnung z. B. ersehen kann, daß für die Wremer Gemeindeboten Gansberg und Hencken extra ein Botenlohn ausgesetzt wurde, dafür daß die beiden damals (wie es heißt) „in dem Tumult mit den englischen Truppen in Wremen herumgegangen und jeden Einwohner angesaget, daß sie munter im Hause sein sollten.“

Zuweilen ist es in jener Zeit auch vor den Augen unserer auf dem Deich stehenden Wremer zu kleinen Seegefechten zwischen den vor unserer Küste patrouillierenden englischen Schiffen und französischen Kaperern gekommen. So berichtet Richter

Ribbentrop in der schon erwähnten Leher Chronik: „Den 4-ten July 1797 attackierte ein französischer Kaper ein englisches Kauffahrtschiff, geführt vom Capitain Wiese, an der Mündung der Geeste . . . Wiese wurde stark am Kopf verwundet und einer seiner Matrosen am Oberarm. Besorgt, daß das Volk des Kapers diese Gegenden plündern möchte, ließ ich sofort die Außendeiche besetzen.“

Mit Beginn des 19. Jahrhunderts, seitdem 1801 Napoleon mit den Mächten des Festlandes Frieden gemacht hatte, kam es zu Spannungen zwischen Preußen und England, das sich noch im Krieg mit Frankreich befand und mit seinem Seekrieg die Neutralität der nordischen Staaten störte. Als nun Preußen von Napoleon und Zar Paul vor die Entscheidung gestellt wurde, entweder das zu England gehörende Hannover zu besetzen oder von Frankreich besetzt zu sehen, da besetzten die Preußen mit 24 000 Mann doch lieber von April bis Oktober 1801 selber unsere hannoversche Heimat. In Lehe rückte (nach Ribbentrop a. a. O.) der preußische General von Besser mit zwei Kompanien ein. Auch die Wremer bekamen von dieser ersten preußischen Einquartierung ihren Teil ab. So berichten die Wremer Gemeindeakten, daß am 25. April 1801 der Wremer Gemeindevorsteher Nicolaus Sylvester in der ganzen Gemeinde herumgehen mußte, um jeden für Quartiergäste vorgesehene Einwohner aufzufordern, „die Einquartierten von den Königlich Preussischen Truppen in Empfang zu nehmen.“ Am 15. Mai begab sich dann der Wremer Deputierte Gerd Schilling nach Lehe, um „vom General Besser um Erleichterung wegen die Canoniere“ (wie man sich derzeit ausdrückte) zu bitten. Vermutlich ohne Erfolg! Man hatte die „Preußen“ auch hier noch länger auf dem Hals, und manches Wremer Gespinn mußte, wie aus alten Rechnungen zu ersehen, noch losfahren, um als „Kriegsfuhre“ Fourage und Brot für die preussischen Truppen zu holen. Außerdem mußte sich Wremen zu einer „Extraanlage“, d. h. zur Erhebung einer Sondersteuer von insgesamt 114 Rthl. 6 grt. (= Grote) entschließen „wegen der Kosten der Königl. Preussischen Truppen während ihres Hierseins in Ansehung der Feuerung, Licht und Wachthäuser usw.“

„Die Einquartierung war äußerst drückend . . .“

Übermäßig beliebt scheinen die Preußen hier nicht gewesen zu sein, denn da ist u. a. in den alten Wremer Akten zu lesen: „wegen die Königl. Preussischen Truppen viel Unruhe!“, und zum anderen dürfte für die Haltung der Wremer gegenüber dem preussischen Militär wohl dasselbe zu treffen, was Ribbentrop in jener öfters hier zitierten Leher Chronik über Lehe und die Haltung der damaligen Leher gegenüber der preussischen Besetzung schreibt: „Die Einquartierung war äußerst drückend . . . Die adeligen Offiziere, aufgeblasen, unwissend und barbarisch gegen ihre Untergebenen, waren sehr unbeliebt.“

Darum war man hier froh, als im Oktober/November 1801 diese Einquartierung wieder abzog. Nun glaubte man „über den Berg zu sein“. Erst nahm es auch eine Wendung zum Besseren, als bald darauf unser eigenes Militär, hannoversche Kavallerie, am 12. November 1801 hier in Wremen ins Quartier kam und noch viele Monate verblieb. Es handelte sich ja auch nur um zehn „Reuter“, z. T. verheiratete Leute, denn es ist in den Abrechnungen von zwei Frauen, der Frau des Militärchirurgen Schmersahl und der Frau des „Reuters“ Friedhoff, die Rede.

Jedoch im Laufe der nächsten zwei Jahre (1802 und 1803) verdüsterte sich wieder für unsere Hei-

mat der Himmel, denn Napoleon ging nun daran, als der Friede ins Wanken kam, seine alte Drohung, Hannover zu okkupieren, in die Tat umzusetzen. Damit wollte er England treffen, mit dem er in Streit gekommen war. Hannover, in dieser Notlage von England im Stich gelassen, versuchte erst noch, auf sich allein gestellt, Widerstand zu leisten. Man machte allerlei Anstrengungen, die zu lange vernachlässigte Landesverteidigung neu zu organisieren. Die Truppen sollten u. a. auf eine Stärke von 25 000 bis 30 000 Mann gebracht werden.

Demzufolge kam auch bei der fürs ganze Land angeordneten Rekrutenaushebung an die Wremer Gemeinde die Aufforderung, Rekruten zu stellen. Am 28. Mai 1803 erging der obrigkeitliche Befehl von Dorum her „an sämtliche Offizianten des Kirchspiels Wremen als Vollmachten, Deputierte, Deichgeschworene usw., die auf der ihnen mitgeteilten Liste befindlichen Mannspersonen zum Militärdienst auszuheben.“ Nun mußten die Deputierten in Wremen die „sämtliche junge Mannschaft des Kirchspiels verbladen, daß selbige am 31. um 1 Uhr auf dem Kirchhofe daselbst erscheinen sollte, um zum Kriegsdienst das Loos zu ziehen.“ Nachdem jeder Ausgehobene darauf zehn Reichstaler „zur Aussteuer“ erhalten hatte, wurden sie auf vierspännigen Wagen zum Sammelplatz Verden transportiert. Doch suchten sich in Wremen einige von der Gestellung zu drücken, wie es manche in anderen Orten der Umgegend auch versuchten, z. B. in Dedesdorf. Hier weigerten sich verschiedene junge Leute, sich zu stellen, und entwichen, so schilderte das ein Artikel von P. Butt, Stotel, im Jahrgang 1913 der Monatsschrift „Leuchfeuer“. Freilich der Dorumer Obervoigt v. Finkh fackelte nicht und schickte kurzerhand der Gemeinde Wremen eine Rechnung „wegen verspäteter Rekrutenlieferung“. Diese Rechnung wurde vorerst aus der sogenannten „Vorratskasse“ beglichen, aber „mit dem Vorbehalt, daß das Kirchspiel sich an die Schuldigen und zu der Zeit nicht gegenwärtigen Recruten schadlos zu halten hätte.“ Von dem damals, Anfang Juni, auch anbefohlenen Patrouillieren auf dem Deiche bei Wremertief und bei Schottwarden wird sich wohl kein Wremer gedrückt haben. Diese beiden, aus je zwei Mann bestehenden „Strandwachen“ hatten „Achtung zu geben, ob sich etwa über die Watten feindliche Caperschiffe annäherten.“

Indessen diese Wremer Strandwachen brauchten nicht mehr lange ihren Dienst am Deich zu tun, und die nach Verden gesandten Rekruten kehrten gar bald, wohlbehalten und ohne „in kriegerische Aktion“ getreten zu sein, nach Hause zurück, denn durch die schmähliche Konvention von Sulingen (3. Juni 1803) und die bald darauf folgende Kapitulation von Artlenburg (5. Juni 1803) unterwarf sich Hannover dem französischen Eroberer Napoleon. Das hannoversche Heer wurde sofort aufgelöst.

J. Möller, Himmelpforten

(Wird fortgesetzt)



Gemütliches „Wurstessen“ mit der Niederdeutschen Bühne „Waterkant“ im Geestbauernhaus

„Van Friezen, Franken und Sachsen“

Eine Ausstellung des Friesenmuseums in Leeuwarden

Unter diesem Titel hat das Friesenmuseum in Leeuwarden am 16. Oktober eine Ausstellung eröffnet, die weit über die Grenzen Frieslands größte Beachtung verdient. Das Material dazu hatte der Museumsleiter Prof. Wassenbergh mit einem Stab wissenschaftlicher Mitarbeiter aus nahezu 60 europäischen Museen — darunter Cuxhaven, Stade und Vegesack — zusammengetragen, und man muß sich wundern, mit welcher Bereitwilligkeit Museumsschätze zur Verfügung gestellt wurden, deren Kunst- und Materialwert unschätzbar ist.

Als Einleitung wurden Ausmaß und Bedeutung der römischen Besatzungszeit an den Kastell- und Limesfunden, an Keramik, Skulpturen, Glas, Metall und anderen Dingen des täglichen Lebens veranschaulicht. Die anschließende Völkerwanderungszeit wurde erkennbar durch den Beginn westlicher Völkerströme, durch den Einzug der Angelsachsen in das Nordseeküstengebiet, durch den Streit mit den Goten und durch die Anfänge des fränkischen Reiches. Ob nun gezeigt werden sollte, wie die Verwendung indischen Granatschmuckes durch die Goten über Kent nach Friesland gelangte, wie die Goldschmiedekunst bei den Franken zu unerhörter Blüte emporstieg, wie Menschen aller Zeitperioden ihre Häuser bauten, ihre Landwirtschaft betrieben und die verschiedenen Handwerkszweige ausübten, wie die Münzfunde Auskunft geben können über Handelsverkehr und Kriegswirren: alles war in 170 Einzelabteilungen durch vorzügliche Gestaltung und durch ein reiches Fundmaterial eindrucksvoll zur Darstellung gebracht. Den Hauptanteil lieferte das fränkische Kontingent, und das ist nicht zu verwundern, denn die fränkischen Friedhöfe haben unermeßliche Funde geliefert; Friedhöfe mit mehr als 1000 Bestattungen sind dort keine Seltenheit.

Unsere besondere Aufmerksamkeit galt vornehmlich dem friesischen Volksgut, das aus zahlreichen Werten durch ein reiches und vielseitiges Material vertreten ist. Leider ist es den Forschern bislang nicht gelungen, aus den zahlreichen Gefäßfunden eine betont friesische Keramik der Völkerwanderungszeit herauszusondieren. Weiter war für uns von Interesse, unter welchem Gesichtspunkt die holländische Archäologie das Problem der sächsischen Einwanderung behandelt. In Übereinstimmung mit den Ergebnissen der deutschen Sachsenforschung nimmt sie das Ursprungsland der Sachsen in dem Nordseeküstenraum von Dänemark bis zur Weser an. Von dort begann vom 5. Jahrhundert an die Wanderung der Angeln und Sachsen, nicht in einem Zuge, wie die historischen Quellen für 449 melden, sondern im Zuge einer langwährenden Kolonisation. Die Sachsen kamen mit ihrem Hab und Gut in ihren Schiffen, um sich in Britannien, von Schottland bis zur Insel Wight, anzusiedeln, erst an der Ost- und Südküste und später auch im angrenzenden Binnenland. Es war ein fortwähren-

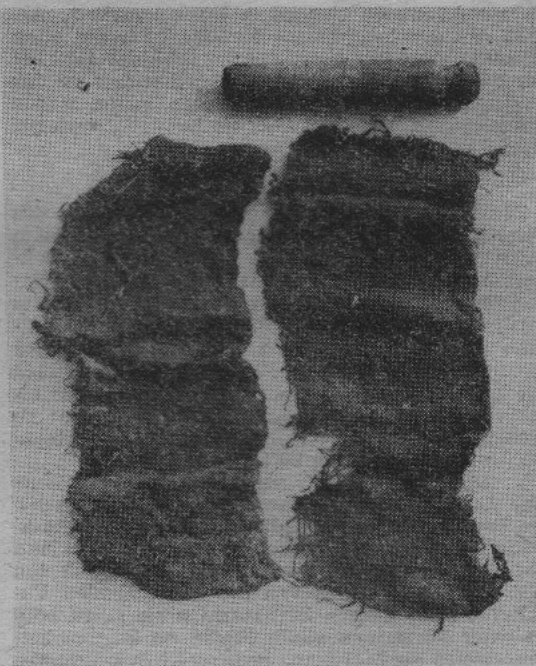
des Einströmen von kleinen und kleinsten Gruppen. Zwischen England und Norddeutschland liegt Nordniederland, und es konnte nicht ausbleiben, daß auch dieses Gebiet von diesem Strom berührt wurde. Man neigt zu der Annahme, daß diese Einwanderung mehr oder minder friedlich vor sich gegangen ist. In der Ezinger Terp glaubt man aber sichere Anzeichen dafür gefunden zu haben, daß die Ankunft der Sachsen mit einer Verwüstung der bestehenden Niederlassungen verbunden war. Über eine Ausbreitung des Friesentums nach dem 6. Jahrhundert ist bislang noch wenig bekannt, da die Auswirkungen der sächsischen Einwanderung noch nicht genügend erkennbar sind. Diese noch schwebenden Fragen können nur von der Archäologie beantwortet werden, da die historischen Quellen aus dieser Zeit völlig fehlen.

Diese wundervolle Ausstellung, die Anfang nächsten Jahres für einige Monate nach Den Haag übersiedeln wird, könnte für ein deutsches Museum Ansporn und Vorbild sein, einen ähnlichen Versuch zu wagen und das Ergebnis der Stammesforschung in einem begrenzten Teil unseres Vaterlandes gleich eindrucksvoll zur Darstellung zu bringen.

Karl Waller, Cuxhaven

Kinderspielzeug in Feddersen Wierde?

In dem Aufsatz „Wurtbewohner entfalteten reiche Kultur“ in dieser Zeitung vom 6. Oktober d. J. wird u. a. über den Fund einer kleinen, sieben Zentimeter hohen, in ein Stück Stoff gewickelten primitiven Holzfigur berichtet, in der man wohl die Nachbildung einer menschlichen Figur erblicken kann. Der Fund wird als primitive Puppe er-



klärt, mit der ein Kind vor 2000 Jahren auf der Feddersen Wierde gespielt haben soll.

Gegen diese Auffassung bestehen gewichtige Bedenken. Als Albert Schweitzer bei seinem letzten Besuch in Hamburg von Schulkindern eine Sammlung von Spielzeug für die afrikanischen Kinder angeboten wurde, soll er mit der Begründung abgelehnt haben: „Die Kinder der Primitiven spielen nicht.“ Der Ausspruch aus dem Munde eines so berufenen Mannes, wie es Albert Schweitzer ist, gibt zu denken. Man wird sich fragen müssen, ob an unserem Küstensaum schon vor 2000 Jahren, zu einer Zeit, in der man noch Bauopfer und dergleichen kannte, in der man also durchaus auf der Stufe der Primitiven lebte, die Kinder mit Puppen gespielt haben. Eins ist sicher: das viele Spielzeug, das wir heute in den Händen der Kinder sehen, wie Bälle, Kugeln, Würfel, Reifen und dergleichen, hat damals noch nicht als Kinderspielzeug gedient. Diese Dinge stammen aus dem Jahreszeitbrauch der Erwachsenen und sind aus ihm erst in jüngerer Zeit von den Kindern übernommen worden.

Einen ähnlichen Weg wie die vorerwähnten Gegenstände hat vermutlich auch die Puppe genommen, mit der heutzutage die Kinder spielen. Allerdings entstammt sie nicht dem Jahreszeitbrauch, sondern einem anderen Bereich. Puppen sind nachgebildete Menschen, vor allem nachgebildete kleine Kinder. Sie geben insbesondere den Gedanken der Fortpflanzung, des kommenden Lebens wieder. In primitivster Form hergestellt, fanden sie, zumal

Was bedeutet das Wort Helmer?

Die Bezeichnung Helmer erscheint in unserer Gegend vor allem im Lande Wursten. Man versteht unter einer Helmer einen niederen Land durchquerenden Weg. So kennt man im Kirchspiel Dorum eine Dorumer und Alsumer Helmer, ferner eine Helmerspecken, im Kirchspiel Mulsum eine Barlinghauser Helmer, Nordhelmer, Suerhelmer (= Süderhelmer), Hohe Helmer und Wieder Helmer. Das Wort ist bewahrt auch in dem Geestendorfer Flurnamen Helmermoor oder Helmermoor. In der Form Helmer oder Helmerweg begegnet es gleichfalls zur Bezeichnung eines durch eine Niederung, insbesondere durch Moor und Bruch führenden Weges — auch in Ostfriesland. Ten Doornkaat Koolmans Wörterbuch der ostfriesischen Sprache verzichtet auf eine Deutung. H. Strunk will es in seiner Abhandlung über die Flurnamen des Vielandes im 21. Jahrbuch der Männer vom Morgenstern auf das Helle = Abhang zurückführen. Er meint, der Name wolle sagen, daß diese Wege abschüssig seien, um das Wasser von ihnen ablaufen zu lassen.

Die von Strunk gegebene Erklärung erscheint indessen bedenklich, wenn man berücksichtigt, daß die Bezeichnung Helmer nicht irgendeinem beliebigen Weg dieser Art gegeben wird, sondern solchen Wegen vorbehalten ist, die durch eine Niederung führen.

Will man topographische Bezeichnungen erklären, empfiehlt es sich, auf die ältesten überlieferten Formen zurückzugreifen. Nach Schiller-Lübben kommt das Wort Helmer nun schon in der mittelniederdeutschen Sprache vor, und zwar in den Formen Helmdere, Helmeder, Helmdor, Helmede und Helmerde. Es hat also zwei Bestandteile: helm und dore. Mittelniederdeutsches dore ist ein Durchgang, ein Verbindungsweg. Es erscheint in dieser Form noch heute in Nesse in den Bezeichnungen der Verbindungswege zwischen der alten Dorfstraße und der Landstraße als Mühlendor, Schooldor usw. und hat sich ferner in Familiennamen wie Dorwig, Wigdor (wig = Weg) erhalten.

Bei dem Bestimmungswort Helm könnte man auf den ersten Blick an einen Zusammenhang mit dem Worte Halm, Helm denken, das in unserer Gegend in Ortsnamen in der Form Elm erscheint (Elm bei Bremervörde, Elmlohe, ehemals gleichfalls Elm) und mit mittelniederdeutschem hel, helle = hoch, erhaben, mithin auch mit der alten Bremerhavener geläufigen Bezeichnung Geesthelle (= Erhebung an der Geeste) verwandt ist. Aber gegen die sich danach ergebende Deutung sprechen die schon gegen die Strunksche Ansicht geäußerten Bedenken. Wahrscheinlicher ist es deshalb, daß in dem Bestimmungswort das Wort Hel, Helle steckt, das eine Niederung bezeichnet und noch heute in der nordfriesischen Sprache soviel wie „tiefe, niedere Stelle, Höhlung, Vertiefung“ bedeutet. Man hätte sich dann den Werdegang des Wortes so vorzustellen, daß aus Hellen-Dore ein Helm-Dore oder Helm-Dere entstanden ist, eine Form, die sich dann weiter zu Helmdor und Helmer fortentwickelt hat.

Unter Helmer haben wir also — das ist das Ergebnis dieser Betrachtung — einen Niederungsdamm, einen Durchgang durch eine Niederung zu verstehen.

Dr. Benno Eide Siebs

auch umwickelt und so sinnbildlich gegen alle äußeren Gefahren geschützt, in mannigfachster Form im Volksbrauch Verwendung. Man legte sie in die Näpfchen oder „Smörkullen“ der Hünengräber. Man benutzte sie als „Wegopfer“, auch wohl statt eines Lebewesens als Bauopfer. Man machte aus der letzten Garbe eine Puppe. Sogar dem Festzeitengebäck gab man nicht selten die Form einer Puppe oder eines Wickelkindes. So erklärt es sich, daß ehemals auch auf den Jahrmärkten allerlei Gebäck und dergleichen in Puppenform feilgehalten wurde.

Es spricht alles dafür, daß auch die Puppe von Feddersen Wierde, von der wir dank dem Entgegenkommen der Grabungsleitung eine Abbildung bringen können, in diesen Brautumskreis gehört. Äußerlich ähnelt sie dem in einen Knopf oder eine Kugel ausmündenden kleinen Pfahl, den man noch hier und da auf den Bauernhäusern sieht. Auch er soll, nach einer ostfriesischen Bezeichnung „Mall-Jan“ zu schließen, eine menschliche Figur darstellen und hat gleich den Pferdeköpfen auf den niedersächsischen Bauernhäusern zweifellos heilbringende Bedeutung.

In welcher Weise und zu welchem Zweck die „Puppe“ von Feddersen Wierde Verwendung gefunden hat, ob sie etwa als Amulett getragen worden ist, läßt sich leider nicht sagen. Letzte Fragen werden bei derartigen Funden stets ungeklärt bleiben. Das liegt in der Natur der Sache.

Dr. Benno Eide Siebs



Selten klappern noch die „Holschen“ auf de. Dorfstraße, und wo sieht man noch das Land:
„Mutter holt Water mit de Drach“

Als es in den Kirchdörfern und auf dem platten Lande noch keine Uhren gab

Uhren gibt es schon seit Jahrhunderten. Die genaue Zeit ihrer Erfindung ist nicht bekannt. Die Alten hatten nur Sonnen-, Sand- und Wasseruhren. Bereits im 12. Jahrhundert benutzte man in Klöstern Schlaguhren mit Räderwerk. Vielleicht machten die Sarazenen diese Erfindung, die dann mit den Kreuzzügen nach Europa kam. Der Bau der Turmuhrn läßt sich in mittelalterlichen Städten bis in das 14. Jahrhundert verfolgen. Aber sehr lange sollte es noch dauern, bis die ersten Uhren auch auf das platte Land kamen. Und wer rief bis dahin gewöhnlich zum Aufstehen? Hören wir dazu eine interessante und zugleich spaßige, aus dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges stammende Mitteilung unter folgender Überschrift:

„Von den Hanen und ihrem Krähen. Ich mus noch eines erinnern / welches mich anfänglich in meinen Reisen wol tribuliret hat: Wenn ich des Nachts in Dörfern geherberget / das keine Zeiger innen hat / und ich des Nachts die Hanen krähen hörete / (wie man sie denn da leichtlich und mit verlangen höret / sonderlich / wenn man auff einer bösen Strapadio ligt / und bisweilen eine grobe Gesellschaft umb sich hat) da dacht ich balde / es were gegen Tage / stund auff / schlug Licht an / und machte mich auf die Reise / und mußte demnach fast die halbe Nacht im Finstern wandeln. Aber endlich must ich von mir selber lernen, was ich nicht kundte. Nemlich / das die Hanen zum ersten mal kräheten / balde nach Mitternacht / und danach zum andern mal / kurz vor Tage. Denn weil ich im Virgilia gelesen hatte / so dachte ich / es were allezeit bald Morgen. / wenn die Hanen krähten unangesehen / das ich wol wusste / was die Alten Gallicium geheißnen hatten. Darum sage ich: Wenns mit den Hanen recht zu-

gehet / und sie die rechte Ordnung hatten / so fangen sie zum ersten mal umb halb zwey / und zum andern mal umb halb drey / und zum dritten mal gegen Morgen zu krähen an. Wenn sie aber ander Wetter merken / so krähen sie auch zu andern Zeiten / und halten diese Ordnung so eigentlich nicht. Darnach / so seyn auch bisweilen unter den Fuhrleuten böse Buben / wenn sie zu Nacht durch die Dörffer fahren / und den Bauern eine Büberey schuldig seyn / so krähen sie / wie die Hanen / und wenn das einer höret / so krähen sie alle hernach im ganzen Dorff / so seyn die Bauern bald auf / wecken ihr Gesinde / und werden die armen Leute also betrogen.“

So schreibt M. Johannis Coleri in seinem „Mit Röm. Keyserlicher Majestat Gnad und Freyheit“ von Paul Helwigs in Wittenberg herausgegebenen „Calenda Anno 1620“. Mitgeteilt von J. S.

Dr. Wohltmann, Stade, 75 Jahre

Der bekannte Wissenschaftler und Heimatforscher, Dr. Hans Wohltmann, Leiter des „Stader Geschichts- und Heimatvereins“, kann am 8. Dezember seinen 75. Geburtstag feiern. Oberstudiendirektor a. D. Wohltmann ist durch zahlreiche Veröffentlichungen auf dem Gebiete der heimischen Geschichte bekannt geworden. Die Stadt Stade verdankt ihm die Darstellung ihrer bewegten Geschichte in einem stattlichen Band.

Haben Sie auch noch Zinngerät?

Es lohnt sich, diese Kostbarkeiten zu hegen und zu pflegen — Zinn aus den Gruben Böhmens und Sachsens

Heute findet man Zinnsachen zur Hauptsache nur noch in Museen, in Kirchen und Privatsammlungen. Natürlich auch in Haushaltungen in Stadt und Land. Einst hatten sie als Trink-, Eß- und Küchengerät eine große Verbreitung, aber um 1830 brachte das aus England importierte Steingut unserem Zinngerät den Tod. Allerdings erlebte es um 1870 in der Nachahmung des Enderlein-Zinns noch eine kurze Wiederauferstehung; aber das aus einem Gemenge von Ton, Quarz, Kiesel und gemahlenem Feuerstein hergestellte Steingut überschwemmte zunächst unser Küstengebiet und drang dann auch tief ins Binnenland ein. Jeder kennt noch das in Bauernstuben auf den Kommoden und Schränken stehende Geschirr in Kupferfarbe und auch die von Schiffen aus England mitgebrachten „Porzellanhunde“. Wo heute noch Zinngeschirr in Gaststätten in Benutzung ist, da dient es lediglich der Stimmungsmache. —

Das Zinn gehört zu den ältesten Werkstoffen der Menschheit. Seine Fundorte lagen ursprünglich in Asien, später bezog man Rohzinn auch aus Spanien, Portugal und aus Devonshire und Cornwallis in England. In der Zeit vom 12. bis 18. Jahrhundert lieferten es die Gruben in Böhmen und Sachsen. Man formte es dort zu Blöcken, Pyramiden, Stangen oder Platten. Im Kanal fand man an der Südküste Englands einen Zinnbarren, wie er in Bild 1 gezeigt wird. In der prähistorischen Zeitschrift (Bd. 2 S. 287) — Oscar Montelius, „Der Handel der Vorzeit“ — wird dargelegt, daß die Form sich durch die Befestigung für den Transport ergeben habe: „Zwei solche, auf jeder Seite des Pferdes hängende Barren scheinen eine Pferdelast ausgemacht zu haben.“

Im Mittelalter legte man Wert darauf, Kirchengeschirr aus Gold oder Silber zu besitzen; aber nach dem 30jährigen Krieg waren viele Gemeinden durch Plünderungen, Kriegsschatzungen und Feuer derart verarmt, daß man als Ersatz sich mit Zinngeräten begnügen mußte. Im Kreis Wesermünde z. B. besitzt Debstedt eine Taufschüssel aus Zinn in Form eines Blattes, Elmlohe eine Weichanne mit dem Wappen der Familie v. d. Lieth, Holßel ebenfalls eine Zinnkanne aus der Mitte des 18. Jahrhunderts und eine Taufschüssel von 1786, und Bexhövede einen Krankenkelch aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Als Herkunftsorte wurden meist Bremen, Hamburg, Bergedorf, Lüneburg und auch — London angegeben.

Reines Zinn wurde verhältnismäßig selten verarbeitet, weil es nicht genügend gußfähig und zu spröde ist. Man setzte deswegen Blei zu, das zwar dem Stück eine graue Trübung verlieh, aber den Schmelzpunkt herabsetzte. Freilich wirkt Blei auf den menschlichen Organismus giftig, und daher war man bemüht, durch gesetzliche Verordnungen das Mischungsverhältnis festzusetzen. Für Eß- und

Die Geräte wurden in Modeln gegossen und zwar in Sand, die natürlich nur einmal Verwendung finden konnten, aber auch in Gips, Zinn, Blei, Schiefer, Solnhöfer Stein, Marmor oder Sandstein. Löffelmodel in Zinn fanden wir in Stade und Bremerhaven. Die Herstellung solcher Model erfolgte in den meisten Fällen durch den Meister selbst, aber manchmal auch durch besondere Formschneider. Nach dem Guß wurden die Nähte und sonstige Unebenheiten durch Schleifen und Abdrehen entfernt, und zum Schluß polierte man mit Achät, Feuerstein, Seife und Schmirgel. Henkel und Tüllen fertigte man besonders an und setzte sie durch Löten an. Eine gute Werkstatt besitzt das Museum in Jever.

In lebendiger und anschaulicher Weise beschreibt der Nürnberger Poet Hans Sachs in einem Gedicht das Schaffen eines Zinngießers in seiner Werkstatt, und eingehend nennt er auch die dort hergestellten Stücke. Auch er bezeugt, daß jeder ehrliche Meister sich gewissenhaft an die vorgeschriebenen Bestimmungen hielt:

„Doch halten's streng darob alwegen
wo einer macht ein böses Stück
oder praucht unredliche Tück,
der wird von Jungen und von Alten
veracht und nichts von ihm gehalten.“

In der Werkstatt des Kandelmeisters sah er die Herstellung von Tellern, Leuchtern, Bechern, Krügen, Flaschen, Knöpfen, Stadtwappen und Salzfasern. Und weiter weisen die Museen von Stade, Bremen, Hamburg, Celle und Lüneburg Zuckerdosen, Tabakdosen, Kaffee- und Teekannen, Wärmflaschen, Puderdosen, Lampen, Schuhschnallen, Kinderspielzeug, Briefbeschwerer und Soldaten aus Zinn auf, die allerdings in der Nachkriegszeit vielfach verloren gingen.

Bild 2 zeigt ein auf der Geest und in der Marsch beliebtes Trinkgerät: eine Kalschale, die beiderseits waagerechte, durchbrochene Henkel besitzt und mit beiden Händen zum Munde geführt wurde. Sie wurde — namentlich bei Beerdigungen — mit süßem Gebäck gefüllt und dann mit Brantwein übergossen. Diese Koleschal wurde auch sonst gern getrunken. Auf der Grabstätte des im Jahre 1503

verstorbenen Herzogs Magnus in der Kirche zu Doberan steht der Trostspruch:

„In dieser Welt hab' ich meine Lust
Allein mit Kalterschalen gebüsst — —
Hilff mir herr in den Freuden-Sahl
Und gieb mir die ewige Kaltieschal“.

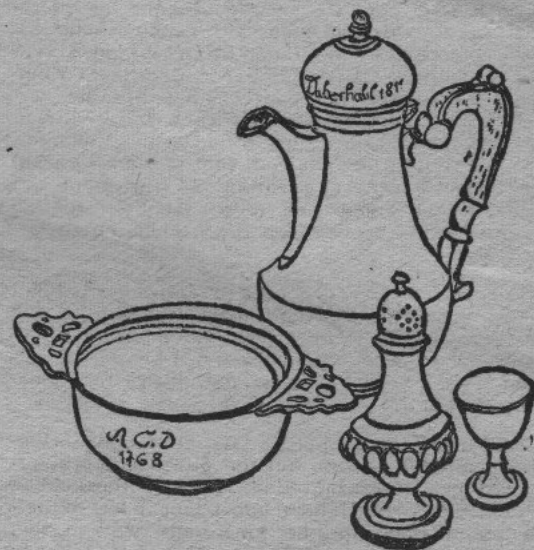


Bild 2

Ein besonderes Prunkstück war auch die Butter-schale, ein auf einem Fuß ruhender Teller mit einer Spitze in der Mitte, die die Butter halten sollte. Von ihm aßen Braut und Bräutigam, aber böse Buben hatten wohl schon vorher die Butter derartig stark mit Salz und Pfeffer gemischt, daß sie ungenießbar wurde. Nachher reichete man diesen Teller dann bei den Verwandten herum, damit jeder ein Geldstück in die Butter steckte.

Wie kann man das Alter seiner Stücke bestimmen?

Die Obermeister und Schaumeister hatten stets den Bleigehalt der Zinngeräte zu überprüfen. Um die Herkunft bestimmen zu können, verlangte man die Anbringung des Meisterzeichens, das meist unter dem Boden, unter den Henkeln oder unter dem Deckel angebracht wurde. Nachforschungen ergaben, daß unter den Zinngießerfamilien in vielen Fällen verwandtschaftliche Beziehungen bestanden. Das ergab sich daraus, daß sich der Beruf vom Vater auf den Sohn vererbte oder daß Gesellen einheirateten. Zur Feststellung der Herkunft verlangte man später auch eine Ortsangabe (Stadtzeichen, Bild 3), und vom 18. Jahrhundert an auch ein Gütezeichen, z. B. „Fein Zin“ oder „Engelsch Zin“. Beim Putzen sind aber oftmals diese Zeichen verlorengegangen. Manche Geräte führten auch gar kein Zeichen; denn schon früher gab es einen unlauteren Wettbewerb, gegen den sich die Kan-nen- Rot- oder Grapengießer wendeten, weil fremde Kesselführer und Koseträger unter der Hand verkauften. Nach Umgüssen setzte man auch wohl — wie bei Neubauten von Fachwerkhäusern im Giebelbalken — die alte Jahreszahl ein. Man muß immer berücksichtigen, daß „ein Gründungsjahr der Zukunft, ein Jubiläum, eine Neukonstitution der betreffenden Vereinigung und eine Überarbeitung“ das angegebene Jahr bestimmen haben. Oft wurden auch noch lange Zeit alte Model gebraucht.

Das ist eine Erscheinung, die z. B. bei der im 17. Jahrhundert aufkommenden Gefäßform des sog. „Willkomm“ zu beobachten ist; diese beim Umtrunk in den Zunftversammlungen gebrauchten Deckelhumpen waren stets mit einer Figur gekrönt und mit angehängten Schilden und Medaillen oder einer Fahne verziert. Das Stader Museum hat davon noch eine stattliche Zahl.

Bei Beerdigungen und großen Hochzeiten war man gezwungen, im Dorfe Zinnsachen zu leihen. Um sein Eigentum wiederzuerkennen, ritzte der Besitzer — oft grob und unbeholfen — seinen Namen ein.

Wie putzt man seine Zinnsachen?

Von jeher hat man dazu das Zinnkraut (Schachtelhalim) verwendet. Nicht ornamentierte Flächen können unbedenklich auf diese Art behandelt werden. Feinzinn bekommt dadurch sogar ein feines silbriges Ansehen. Sehr vorsichtig aber sei man mit der Verwendung von Salzsäure. Beim Edelsinn beschränke man sich auf ein Abwaschen mit Seifenlauge unter Benutzung eines weichen Pinsels

oder einer Bürste; niemals aber darf man dabei eine Metallbürste oder Eisenspäne gebrauchen. Bei wertvollen Stücken ziehe man in Zweifelsfällen stets einen Fachmann zu Rate. Tüllen und Henkel kann man, wenn man vorsichtig zu Werke geht, selbst anlöten.

Was aber, wenn man die Zinnpest festgestellt hat?

Schwarze, warzenartige Flecke auf dem Geschirr deuten an, daß es von dieser „Krankheit“ befallen ist. Wird nichts dagegen unternommen, so fällt eines Tages das Stück in Pulver zusammen. In der Volksmeinung sprach man sogar von dem Zinnkäfer, der das Metall zersetzte. Es scheint, daß eine längere Unterkältung die „Pest“ hervorruft; mitbestimmend ist aber auch die Menge des zugesetzten Bleis, oder sie wird bedingt durch das sich beim Guß ergebende Spannungsverhältnis der Moleküle. Die Auffassung, daß die Zinnpest ansteckend wirke, ist als falsch erkannt. Was soll man nun unternehmen? Man reinige zunächst das kranke Stück mit heißem Seifenwasser und lege es dann sechs bis acht Stunden in eine zehnprozentige Salzsäurelösung und reibe anschließend die Warzen mit Stahlwolle ab. Nach weiteren drei Stunden Säurebad muß dann ein stundenlanges Heißwasserbad folgen und ein vorsichtiges Abreiben mit Papier.

J. J. Cordes, Stade.

November

Trübe Tage, feucht und kalt,
tosten still der Föhrenwald;
helle Tropfen, tränengleich,
hängen schwer an jedem Zweig.

Nebelflor in grauer Luft,
wehes Klagen an der Gruft;
siech und welk die kranke Flur —
stilles Sterben der Natur.

Heinrich Mahler

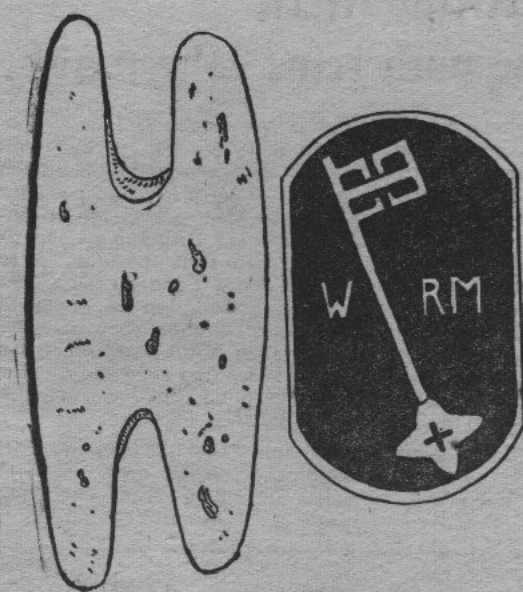


Bild 1 und 3

Trinkgeschirr galt im allgemeinen ein Verhältnis von 1:10, aber für Sargschilder und Scharniere gestattete man ein solches von 1:1. In Bremen unterschied man, je nach der Beimischung von Blei, „Vollgut“, „Halbgut“, „N-Gut“ und „Kronengut“. Die Lüneburger Zinngießer oder Kannengießer mischten auch im Verhältnis 10:1; denn das entsprach einer Verordnung, die unter dem Namen „Nürnberger Probe“ oder „gemeine Reichsprobe“ bis ins 18. Jahrhundert allgemein in den Zinngießerordnungen als maßgebend anerkannt wurde.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag Nordwestdeutscher Verlag Ditzten & Co., Bremerhaven, Hafenstraße 140. Postscheckkonto: Hamburg 13696. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Dr. Panzer, Bremerhaven-Lehe, Lange Straße 7.